



Die Autorin beim Seminar in Ochsenhausen
Foto: Luisa Luem im Juli 2019

Sally Liu

Thema 2: Die erste Seite. Wie gelingt es dem Autor, den Leser zu fangen?

HIPPOPOTOMONSTROSESQUIPPEDALIOPHOBIE?

Ich habe Ihnen soeben eines meiner Lieblingswörter vorgestellt. Ich habe Ihnen einen neunzehnsilbigen Begriff an den Kopf geworfen. Ich habe siebenunddreißig Anschläge lang Ihre formalen Vorgaben bezüglich Schriftart und Schriftgröße missachtet.

Aber ich habe noch etwas anderes.

Ihre Aufmerksamkeit.

Die *conditio sine qua non* eines jeden Autors.

Was aber hat es mit diesem ersten Wort auf sich? Warum ist es nicht nur in der Lage, Ihre Aufmerksamkeit zu erringen, sondern darüber hinaus auch zu erhalten?

Beginnen wir mit dem Offenkundigsten: dem visuellen Charakter des Wortes.

Hier punktet mein erstes Wort gleich in fünffacher Hinsicht: Nicht nur ist es außergewöhnlich lang, groß geschrieben und fett formatiert, zusätzlich bedient es sich einer anderen Schriftart und schließt mit einem unüblichen Satzzeichen, dem Fragezeichen, ab. All diese Dinge machen es im wahrsten Sinne des Wortes zu einem Blickfang.

Die visuelle Methode ist also eines von zahlreichen Mitteln, die einem Autor zur Verfügung stehen, um seine Leser in den Bann zu ziehen. Zweifelsohne ist es auch das simpelste und unmittelbarste – aber leider auch das unzuverlässigste. Denn obgleich die äußere Erscheinungsform der ersten Wörter oder Seiten unser Interesse *wecken* kann, bedeutet dies noch lange nicht, dass sie es auch *wach halten* kann. Aus diesem Grund trifft man dieses Mittel fast ausschließlich in Kombination mit anderen, inhaltsbezogenen, Methoden an. Ein Paradebeispiel liefert uns Marc-Uwe Kling mit dem Anfang seiner *Känguru-Chroniken* (2009). Auf der ersten Seite steht in großer Serifenschrift

Was bisher geschah:

– der Rest der Seite ist komplett leer. Eine ganze DIN A5 Seite könnte Kling füllen, stattdessen entscheidet er sich für lediglich drei Worte und ein Satzzeichen.

Platzverschwendung, Umweltverschmutzung, sogar Faulheit könnte man dem Autor vorwerfen. Aber ist es nicht gerade diese auf den ersten Blick paradox erscheinende Sparsamkeit, die den einzelnen Worten erst eine besondere Relevanz, ja, fast schon eine gewisse Dramatik, verleiht? Wird dies nicht durch die übertriebene Schriftgröße in besonderem Maße verstärkt?

Tatsache ist, dass die sich anschließende Leere des unbeschriebenen Blatts den idealen Freiraum für eigene Spekulationen schafft. Denn natürlich möchte ich wissen: *Was ist denn bisher geschehen? Bestimmt muss es etwas Interessantes, Außergewöhnliches gewesen sein, ansonsten würde dies doch nicht so eklatant propagiert werden...*

Solche oder ähnliche Gedanken schießen dem Leser vielleicht bei dieser ersten Seite durch den Kopf, ungelöste Fragen, wilde Spekulationen, hirnrissige Fantasien... bis er umblättert. Und die zweite Seite liest.

Dort stehen nämlich in der gleichen Schriftart und der gleichen Schriftgröße nicht mehr drei, sondern nunmehr ein einziges Wort:

Nichts.

Nichts?! Aber das kann doch nicht wahr sein! Ich dachte doch...

Und mit nur einem Wort und einem Satzzeichen werden alle Vorstellungen, Ideen und Hoffnungen des Lesers zunichte, nein, zu *Nichts*, gemacht. Selten habe ich den Anfang eines Buches so unerwartet, mit solch großem Überraschungsmoment und dabei durch so bescheidenen Umfang erlebt wie die ersten beiden Seiten der *Känguru-Chroniken*. Doch zur Brillanz dieses Anfangs trägt weitaus mehr bei als eine schlichte Anwendung eines visuellen, lediglich formbezogenen Mittels: Denn das Wort „Nichts“, so paradox es auf den ersten Blick erscheinen mag, vereint eine Fülle von inhaltlichen Elementen in sich, die eine ähnliche Wirkung auf das Interesse des Lesers haben wie Koffein auf die Nerven. Man könnte beim Wörtchen „Nichts“ auf Grund seiner höchst unerwarteten Natur beinahe von einem Plot Twist, d. h. einem abrupten Handlungswechsel, sprechen. Nur, dass dieser sich nicht am Ende, sondern am Anfang des Werks ereignet. Und dass eine Handlung verdreht wird, bevor sie überhaupt wirklich begonnen hat.

Welche Auswirkungen das alles auf das Leseerlebnis hat? Den Spekulationen über die Vergangenheit wird zwar Einhalt geboten, denn wir wissen ja, was bisher geschehen ist: nichts! Diese Information, oder sollte ich sagen, diese Absenz von Information, hat jedoch zur Folge, dass die Fragen nach der *Zukunft* und damit nach dem, was ab jetzt noch geschehen *wird*, umso lauter erklingen. *Wenn bisher nichts geschehen ist, dann muss doch von jetzt an bestimmt eine ganze Menge geschehen. Es sei denn, alles bleibt gleich und es geschieht weiterhin nichts. Es sei denn...*

Und schon sind sie wieder da, die Fantasien und Vorstellungen und vor allem die ungelösten Fragen. Sie waren streng genommen nie wirklich absent, lediglich ihr Schwerpunkt hat sich von der Vergangenheit auf die Zukunft verlagert. Darüber hinaus fungiert das „Nichts“ auch als Ausgangspunkt für eine gedankliche Tabula rasa, was dem Leser jene Hoffnung vorgaukelt, er werde auf den nächsten Seiten einen authentischen, zuverlässigen Erzähler antreffen, welcher ihm nichts vorenthalten könne, selbst wenn er dies wollte. Diese vermeintliche Gewissheit über die augenscheinlich nicht existente *Vergangenheit* der Charaktere bedingt in bedeutendem Maße eine Ungewissheit über ihre *Zukunft*, die insbesondere durch Gefühle von Erwartungsfreudigkeit und Neugier gekennzeichnet ist. Kling erzeugt hier also ein Spannungsfeld zwischen dem, was (nicht) war und dem, was noch sein wird, eine Antithese, die ihre Auflösung erst in den darauffolgenden Seiten findet: in dem, was ist.

So ist es sicherlich kein Zufall, dass alle Texte der *Känguru-Chroniken* im Präsens verfasst sind und *in medias res* beginnen. Mit dem ersten Kapitel, das den evokativen Titel „Das Känguru von gegenüber“ trägt, findet eine Rückbesinnung auf die Gegenwart statt. Schlagartig wird der noch immer desorientierte Leser in einen alltäglichen, um nicht zu sagen banalen, Rahmen versetzt. Zum einen gelingt es dem Autor dadurch, durch das breite Spektrum von Identifikations- und Orientierungsmöglichkeiten eine Nähe zum Leser herzustellen, zum anderen bringt die Alltagswelt die Skurrilität der Geschichte erst so richtig zum Ausdruck: In nahezu ironisierender Weise hält Marc-Uwe Kling die Trivialität eines bürgerlichen Alltags und die Absurdität eines anthropomorphisierten, Eierkuchen backenden Beuteltiers in ständiger Nähe zueinander. Die Polarität der beiden Hauptcharaktere, genauer gesagt des Kleinkünstlers Marc-Uwe sowie dessen Nachbarn, dem Känguru, tritt von den ersten Seiten an deutlich zum Vorschein und verleiht der Geschichte eine gewisse Dynamik und Lebendigkeit.

Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, wie schwer es ist, angesichts des an Impertinenz grenzenden Verhaltens des Kängurus, das zugleich auf nahezu liebenswürdig-unschuldige Weise versucht, einen Eierkuchen zu backen (bzw. backen zu lassen), nicht zu schmunzeln oder gar lauthals aufzulachen. Darin nämlich liegt das Geheimnis des Autors und seine Taktik, die Aufmerksamkeit seiner Leserschaft zu erringen: Von der ersten Seite an weckt er Emotionen, evoziert Gefühle, und zwar nicht irgendwelche Gefühle, sondern ausschließlich positive, humorvolle, belustigte. Ist es angesichts dessen eine Überraschung, dass das Känguru am Ende des ersten Kapitels nicht nur Marc-Uwes Wohnung, sondern auch die Herzen der Leser vereinnahmt hat?

Die *Känguru-Chroniken* demonstrieren auf sehr anschauliche Weise die Effektivität des visuellen Mittels in Kombination mit anderen Methoden. Alleine jedoch hätte die visuelle Methode, wie bereits zu Beginn konstatiert, nur wenig Erfolgsaussichten.

Das zeigt sich nicht zuletzt auch an dem ersten Wort dieses Aufsatzes, denn Hippopotomonstrosesquippedaliophobie ist selbst ohne die zusätzlichen Formatierungen in der Lage, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wie aber lässt sich dies begründen? Zweifelsohne muss es auch mit seiner *inhaltlichen* Beschaffenheit zusammenhängen.

Ich habe Ihnen noch nicht verraten, welche Bedeutung sich hinter diesem langen Begriff versteckt, und ich habe es auch nicht vor. Zumindest noch nicht.

Denn eine der wundervollsten Eigenarten des menschlichen Gehirns besteht darin, überall nach einem Sinn zu suchen – selbst dort, nein, *vor allem* dort, wo es keinen zu geben scheint. Studieren wir das Wort etwas genauer, so erkennen wir, dass es aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt ist. Einer davon kommt uns bekannt vor: *Phobie*, eine extreme und krankhafte Form der Angst. *Hippopoto* und *Monstro* hingegen können wir nicht zuordnen. Wir könnten uns vielleicht daran erinnern, dass der Hippopotamus in der wissenschaftlichen Fachsprache und im Englischen ein Tier bezeichnet, nämlich das Nilpferd. *Monstro* hingegen scheint ähnliche etymologische Wurzeln zu besitzen wie das Wort „Monster“. Das Wort *sesquipedes* aus dem Lateinischen als Bezeichnung für „anderthalb Fuß“ hingegen kennen vermutlich nur die wenigsten.

Mit diesen Informationen können wir zwar noch nicht genau bestimmen, was denn nun mit dem Terminus gemeint ist, allerdings bekommen wir doch eine gewisse Vorstellung davon: Es hat etwas mit Angst zu tun, mit Nilpferden, Monstern und einer Länge von anderthalb Fuß. Jetzt aber hat unser Gehirn genug Informationen, um sich mögliche Bedeutungen des Wortes auszudenken. Mit anderen Worten: Der zuvor völlig unsinnig erscheinende Begriff wird jetzt, so weit es geht, sinnvoll *gemacht*. Das Wort erfüllt nun eine weitaus bedeutendere Aufgabe als nur die eines Platzhalters; es wird zu einem Steinbruch für unsere eigenen Gedanken, zu einer Fundgrube unserer Fantasien. Dies gelingt deshalb, weil es uns genau in der Mitte eines Spannungsfeldes aus zu viel und zu wenig Information hält und somit als Katalysator eigener Ideen wirken kann. Wüssten wir rein gar nichts über seine Bedeutung, so gäbe es nicht zwingend einen Anlass für eine nähere Beschäftigung mit dem Wort; wüssten wir jedoch alles, so verlöre es schnell jeglichen Reiz. Die Kunst besteht darin, genau das richtige Maß an Information zu vermitteln; den Rest dichtet sich unser Gehirn hinzu, dann ist es beschäftigt – und aufmerksam. Wir müssen ihm lediglich die Chance dazu geben.

Und genau das hat Richard Dawkins in seinem populärwissenschaftlichen Buch *Die Schöpfungslüge – Warum Darwin recht hat (2010)* getan.

Haben Sie sich schon gefragt, warum nach Hippopotomonstrosesquippedaliophobie ausgerechnet ein Fragezeichen steht? Auch Dawkins fügt dem Titel seines ersten Kapitels

„Nur eine Theorie?“ ein Fragezeichen an, um es in eines der häufigsten sprachlichen Mittel umzuwandeln: Aus dem Titel wird dadurch eine rhetorische Frage, die bereits auf die Kontroversität des in seinem Buch thematisierten ewigen Kampfes zwischen Kreation und Evolution hinweist. Analog zu Marc-Uwe Kling gelingt es auch Dawkins, mit relativ geringem Umfang, nämlich drei Worten und einem Fragezeichen, ein Spannungsfeld zu erzeugen und das wissenschaftliche „Lager“ aufzuteilen: in diejenigen, die seine Frage bejahen würden, und den Rest, der sie verneinen würde.

Neben einer kritischen Handlung legt Dawkins Wert darauf, die Fantasie und Kreativität seiner Leser zu aktivieren, denn wie bereits erwähnt stellt dies ein effektives Mittel zur Aufmerksamkeitslenkung dar. Wie aber gelingt es dem Autor, eine schöpferische Sphäre inmitten der Sachlichkeit anzusiedeln, von der man oftmals den Eindruck bekommt, sie sei zwar präzise, objektiv und distanziert, dadurch aber auch zwangsläufig trocken und zäh? Dawkins löst dieses Problem auf nahezu brillante Weise.

Zunächst lädt er den Leser ein, in die Rolle eines Lateinlehrers zu schlüpfen:

Stellen Sie sich einmal vor, Sie wären Lehrer für Latein und römische Geschichte. Sie sind eifrig darauf bedacht, anderen Ihre Begeisterung für die Antike zu vermitteln – für Ovids elegische Dichtungen und die Oden von Horaz, die kraftvolle Sparsamkeit der lateinischen Grammatik [...] und die lusternen Exzesse der späteren Kaiser. Da haben Sie Großes vor, und es erfordert viel Zeit, Konzentration und Engagement. Dann aber müssen Sie feststellen, dass [...] eine lautstarke Bande von Ignoranten [...] Ihnen die Zeit stiehlt und die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse ablenkt: Mit starker [...] Unterstützung stiften sie ständig Unruhe und wollen Ihre unglückseligen Schüler überzeugen, dass die Römer nie existiert haben. Es gab nie ein Römisches Reich. Die ganze Welt entstand erst kurz vor der Zeit, an die die heute lebenden Menschen sich erinnern können. [...] [Sie sind] gezwungen [...] [zum] Kampf gegen diese [...] Unwissenheit [...], die Sie zum Heulen bringen könnte, wenn Sie nicht zu sehr mit ihrer Bekämpfung beschäftigt wären. (Richard Dawkins, Die Schöpfungslüge. Berlin 2010)

Mit diesem kleinen Rollenspiel schafft er, wie Kling auch schon, eine Alltagsnähe.

Wenn man so will, gibt es auf der Welt zwei unterschiedliche Arten von Menschen: Die, die selbst Lehrer sind, und die, die von welchen unterrichtet werden.

Tatsache ist: Man muss nicht selbst unterrichtet haben, um die Gefühle eines Lehrers nachzuempfinden oder sich dessen Reaktionen in bestimmten Situationen auszumalen.

Denn nichts anderes bedeutet ja *Kreativität*, als bei nie gemachten Erfahrungen schlichtweg selbst welche zu *kreieren*. Indem er das Schulleben aus Sicht des Lehrers sehr detailliert und anschaulich schildert, ermöglicht er mir als Schülerin eine Wahrnehmung aus einer neuen, mir bislang ungewohnten Perspektive. Dies ist in doppelter Hinsicht von Bedeutung: Einerseits bekomme ich einen Vorgeschmack auf Dawkins spätere Argumentationsweise, die durch das Beleuchten verschiedener

Blickwinkel einen ausgewogenen, objektiven Eindruck macht. Andererseits weckt das Gedankenspielchen Mitgefühl für den frustrierten und resignierten Lehrer, der mit seinem Latein buchstäblich am Ende ist. Irgendwo damit verbunden ist auch ein Anflug von schlechtem Gewissen, wenn ich mir vorstelle, dass auch ich sicherlich nicht immer eine Musterschülerin gewesen bin. Die Situation des Lateinlehrers erreicht mich dadurch nicht nur auf einer intellektuellen, sondern auch, und das ist fast noch wichtiger, auf einer emotionalen Ebene. Das wiederum manifestiert sich in meiner Sympathie für den Lehrer bei gleichzeitig bewusster Distanzierung von der Insolenz der Schüler. Ohne es zu merken, werde ich von Dawkins in das gespaltene wissenschaftliche Lager hineingezogen und auf eine subtile, aber doch manipulative Weise auf eine bestimmte Ansicht hin getrimmt.

Für einige könnte dies ein Grund sein, das Buch zur Seite zu legen und sich auf die Suche nach einem objektiveren, sachlich neutraleren Werk zu machen, bei dem man nicht Gefahr läuft, durch den Autor manipuliert zu werden. Doch diese Wahl lässt Dawkins dem Leser nicht: Gekonnt bietet er eine von ihm als „realistischer“ deklarierte Alternativsituation an, die natürlich im Gegenteil erst die Klimax der gedanklichen Simulationen bildet:

Wem meine Phantasie über den Lateinlehrer zu weit hergeholt erscheint, für den habe ich ein realistischeres Beispiel. Stellen Sie sich vor, Sie sind Lehrer für neuere Geschichte, und Ihre Unterrichtsstunden über die Geschichte des 20. Jahrhunderts werden von gut organisierten, gut finanzierten und politisch einflussreichen Gruppen von Holocaustleugnern boykottiert [...] Im Gegensatz zu meinen hypothetischen Rom-Leugnern gibt es die Holocaustleugner tatsächlich. (ebd.)

Statt um hypothetische Lateinlehrer und ungezogene Schüler geht es jetzt um den Holocaust und seine Leugner und um einen Geschichtslehrer, der letztere verzweifelt zur Einsicht zu verbringen versucht. Dawkins extrem provokativer Satz „Ob der Holocaust sich ereignet habe, sei eine Frage des persönlichen Glaubens; alle Sichtweisen seien gleichermaßen berechtigt und sollten gleichermaßen „respektiert“ werden“ (ebd.) verbietet es dem Leser geradezu, aus dem hypothetischen Klassenzimmer zu fliehen. Denn was jetzt thematisiert wird, sind nicht mehr bloße Gefühle eines Lehrers, es sind historische Fakten, deren Leugnung hierzulande sogar als eine Straftat gilt. Eine Welle der Empörung, der Fassungslosigkeit bis hin zu Bestürztheit und Entsetzen bricht auf den Leser ein, und das Besondere hierbei ist, dass es sich im Unterschied zu vorher nicht mehr um nachempfundene, hypothetische Gefühle handelt sondern um eigene, reale. Da ihr Ursprung im Leser selbst liegt, ist ihre Wirkung um ein Vielfaches stärker.

Aber damit nicht genug: Durch das Einbeziehen von historisch etablierten Fakten nivelliert der Autor seine zuvor manipulativ erscheinende Argumentationsweise, indem er den Pfad des „Feelings over Facts“ verlässt und einen neuen Weg einschlägt: den des „Feelings AND Facts“. Gerade der Umstand, dass jetzt beides in gleichem Maße gegeben ist, macht die besondere Anziehungskraft dieses populärwissenschaftlichen Buchs aus. Denn Dawkins gibt dem Leser hiermit ein Versprechen; er verspricht sowohl einen wissenschaftlich fundierten und sachlich korrekten, da faktenbasierten, Diskurs als auch eine humorvolle, geistreiche und nicht zuletzt fantasievolle Kolorierung seiner Argumentation. Auf geniale Weise suggeriert er sowohl Unterhaltungswert als auch Überzeugungskraft – und wer würde freiwillig auf eins davon verzichten, wenn er auch beides zusammen haben kann? *Doch halt! Der Holocaust besitzt zweifelsohne eine große Relevanz, aber wollte Dawkins nicht über Evolution schreiben?* In der Tat, genau das wollte er, und der Satz am Ende des Abschnitts entlarvt alle vorangegangenen Gedankenspiele und Fantasiereisen als eine bloße Vorbereitung, ja, eine Ein- und Hinführung an das eigentliche Thema, wenn er sagt: „Viele Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer sind heute in einer nicht weniger trostlosen Situation“ (ebd.) Mit diesem Satz schlägt er einen Bogen von Latein zu Geschichte und schließlich zur Naturwissenschaft, wo die Evolutionsbiologie angesiedelt ist. Man könnte ihm vorwerfen, sich äußerst umständlich und auf viel zu dekadente Weise dem Thema angenähert zu haben, und einige seiner Leser tun dies auch tatsächlich. Ich für meine Verhältnisse komme jedoch nicht umhin, angesichts der Genialität und Intelligenz seiner Vorgehensweise zu staunen. Nicht nur hat er mein Gehirn mit hochwertigem Fantasiefutter versorgt und farbige Bilder vor meinem inneren Auge zum Leben erweckt; auch hat er das Beispiel des Holocausts als Symbol für große Relevanz und Aktualität geschickt mit der Evolutionsforschung verwoben und damit neben der Bedeutung seines Themas auch seine Fähigkeit zur Herstellung von Kohärenz unter Beweis gestellt. Beides – die Relevanz des Themas und die Argumentationsfähigkeit des Autors – erklären den herausragenden Erfolg seines Buchs, der vor allem den ersten beiden Seiten geschuldet ist.

Nun will ich Sie aber nicht länger quälen, denn ich bin mir durchaus bewusst, dass ich Ihre Geduld inzwischen zur Genüge beansprucht habe. Deshalb möchte ich nun des Rätsels

Lösung mit Ihnen teilen und Ihnen verraten, was sich hinter dem Wort Hippopotomonstrosesquippedaliophobie wirklich versteckt. Vielleicht sind Sie inzwischen auch schon selbst darauf gekommen: der Terminus bezeichnet eine extreme, krankhafte Angst vor langen Wörtern! Und dass es kein Zufall sein kann, dass ausgerechnet ein absurd langes Wort die Krankheit vor absurd langen Wörtern bezeichnet, ist offenkundig. Aber ist dieses Wort dann nicht eine extreme Überspitzung, ja, ein Sich-mokieren über die Krankheit selbst? Man stelle sich nur einmal den Moment vor, in dem ein an Hippopotomonstrosesquippedaliophobie leidender Patient von seinem Arzt die Diagnose verkündet bekommt!

Ganz am Anfang habe ich erzählt, dass dieses Wort zu meinen Lieblingsbegriffen zählt. Nun sollen Sie allerdings nicht von mir denken, ich sei ein sadistisches, kaltherziges Wesen, das sich an den Leiden von Kranken delectiert. Nein, abgesehen davon, dass dieses Wort ein ausgezeichnetes Passwort ist und ein sicherer Gewinn beim Galgenmännchen, ist es schlichtweg *anders*. Anders als alle anderen Wörter, die ich kenne. Und das ist nicht nur seiner monströsen Länge geschuldet, vielmehr resultiert es aus der Perversion seiner semantischen Beschaffenheit. Anders gesagt: Das Wort bringt mich zum Nachdenken.

Wer in aller Welt hat sich solch ein langes Wort ausgedacht? Warum konnten sie es nicht bei der Sesquipedalophobie, d. h. bei dem fachlich korrekten Terminus für die Krankheit, belassen? Wozu sonst die unnötige Länge, wenn nicht, um sich einen Scherz mit dem Patienten zu erlauben? Die Antithetik des Begriffs wirft jedes Mal aufs Neue Fragen über Fragen auf, auf die ich keine Antwort finde. Und gerade deshalb übt es eine nicht nachzulassen wollende Anziehung auf mich aus, gerade deshalb fängt es immer wieder meine Aufmerksamkeit... genau wie auch Charles Dickens mit seinem historischen Roman *Eine Geschichte aus zwei Städten* (1859).

Der Roman ist bei weitem das am häufigsten von mir gelesene Büchergenre. Man könnte mich fragen, warum das so ist, warum auch der Großteil meiner Freunde ausgerechnet Romane liest, was das Fesselnde an ihnen sei. Genauso gut könnte man aber auch den Großteil der gesamten Weltbevölkerung oder Millionen Zeitgenossen aus vergangenen Epochen fragen, warum sie kollektiv gerne Romane bestimmter Schriftsteller gelesen haben, warum einige Bücher, so genannte Klassiker, überdauert haben und was sie von

der Myriade der anderen, längst vergessenen Werke unterscheidet. All das könnte man fragen, aber man sollte sich darauf einstellen, nicht so schnell eine befriedigende Antwort zu finden. Ich will es trotzdem versuchen. Ich möchte mich um eine zufriedenstellende Antwort bemühen. Ich möchte zeigen, dass die „Klassiker“, vielleicht nicht alle, aber doch die meisten, zurecht einen Anklang in der breiten Bevölkerung finden, damals wie heute. Bevor ich jedoch zu viel vorwegnehme, möchte ich Dickens' Roman selbst sprechen lassen, denn keine Paraphrasierung könnte auch nur annähernd die Wirkung des Originaltextes zur Genüge abbilden:

Erstes Buch – Ins Leben zurückgerufen
Kapitel eins: *Damals*

Es war die beste und die schlimmste Zeit, ein Jahrhundert der Weisheit und des Unsinn, eine Epoche des Glaubens und des Unglaubens, eine Periode des Lichts und der Finsternis: es war der Frühling der Hoffnung und der Winter der Verzweiflung; wir hatten alles, wir hatten nichts vor uns; wir steuerten alle unmittelbar dem Himmel zu und auch alle unmittelbar in die entgegengesetzte Richtung – mit einem Wort, diese Zeit war der unsrigen so ähnlich, daß ihre geräuschvollsten Vertreter im guten wie im bösen nur den Superlativ auf sie angewendet wissen wollten. (Charles Dickens, Eine Geschichte aus zwei Städten. Frankfurt am Main 1987)

Ganz bewusst habe ich den Titel des ersten Buchs und des ersten Kapitels nicht ausgespart. Denn sowohl „Damals“ als auch „zurückgerufen“ sind Allusionen auf die zeitliche Dimension der Geschichte; vielleicht erinnern Sie sich, dass Zeit bisher bei allen vorgestellten Werken eine Rolle spielte, und hier eine ganz besonders wichtige. Beide Titel nehmen expliziten („damals“) bzw. impliziten („zurück“ gerufen) Bezug auf die Vergangenheit, ohne näher zu erläutern, was denn „damals“ geschehen ist. Kommt Ihnen das bekannt vor? Richtig, auch Marc-Uwe Kling hat dieses Mittel in seinen *Känguru-Chroniken* angewandt! Doch anders als Kling hütet sich Dickens, dem Leser überhaupt eine klare Information zu geben, und sei es auch nur ein Wort, ein „Nichts“. Stattdessen überlässt er den Leser fast vollkommen seinem eigenen Unwissen, denn wie uns Richard Dawkins bereits lehrte, fungiert eine fein dosierte Menge an Unwissen als ein fruchtbarer Nährboden für individuelle Fantasien und Ideen. Wir wissen nicht, was es mit dem „zurückgerufen“ auf sich hat, weil wir nicht wissen, was passiert ist, wie oder weshalb; genauso wenig wie wir wissen, wer oder was überhaupt wovon zurückgerufen wird. Einzig und allein das Wohin wissen wir: ins Leben. *Aber wenn etwas ins Leben zurückgerufen wird, war es dann zuvor „außerhalb“ des Lebens – im Tod?* In Anbetracht all unserer ungeklärten Fragen erfreuen wir uns am Titel des ersten Kapitels. „*Damals*“ ist sein Titel,

also können wir sicherlich davon ausgehen, dass in diesem Kapitel einige Gegebenheiten der Vergangenheit zutage gefördert werden...

Und an dieser Stelle schließlich klingen die meisterhaften ersten Sätze des Romans an, die nicht nur einen der berühmtesten Anfänge der Weltliteratur bilden, sondern auch heute noch auf vielfältige Weise Nachklang finden.¹ Was aber macht diese Sätze so besonders, dass sie auch zweihundertdreißig Jahre nach ihrem ersten Abdruck noch gerne gelesen und erzählt werden?

Da wäre zum Beispiel die durchgehende, charakteristische Antithetik, die für diesen einleitenden Abschnitt bezeichnend ist. Von der ersten Zeile an versteht Dickens es wie kaum ein anderer, eine ubiquitäre Polarität zu erzeugen, die sich in dieser Form kontinuierlich bis zum Ende der Textpassage zieht. Doch ist es nicht allein dieses Spannungsfeld, was den überwältigenden Charakter des Textes ausmacht; metaphorisch und fantasievoll schreibt Dickens von einem „Frühling der Hoffnung“ und einem „Winter der Verzweiflung“, von „Licht“ und „Finsternis“, von „Himmel“ und Hölle. Dennoch wäre die Wirkung seiner Antithesen und Metaphern wohl bei weitem nicht so eindringlich, gäbe es nicht diesen einen letzten Satzteil, in dem alle vorangegangenen Stilmittel kulminieren: „Mit einem Wort, diese Zeit war der unsrigen so ähnlich, daß ihre geräuschvollsten Vertreter im guten wie im bösen nur den Superlativ auf sie angewendet wissen wollten.“ (ebd.) In der Gegenwart findet sich, anders als bei Marc-Uwe Kling, also nicht die Auflösung des Spannungsfeldes zwischen Vergangenheit und Zukunft, nein, im Gegenteil, in der Gegenwart erst erreicht letzteres seine Klimax. Indes liefert Dickens eine Zukunftsprognose, die eher Verwirrung als Klarheit stiftet:

[...] Und in beiden Ländern erschien es allen mächtigen Herren und Grundbesitzern klarer als Kristall, daß im allgemeinen der Stand der Dinge geordnet sei für alle Zeiten. (ebd.)

Noch vor dem Lesen des obigen Satzes ist es Dickens gelungen, uns mit nicht einmal zehn Zeilen in einen Zustand des Stillstands zu versetzen, sowohl intellektuell als auch emotional. In diesem Augenblick ist es uns gleichgültig, dass es sich bei seinem Werk um einen historischen Roman aus dem Jahre 1859 handelt; dass dieser Roman sich mit einem noch älteren Thema, der Französischen Revolution, befasst; wir denken auch nicht daran, dass die Revolution genau zweihundertdreißig Jahre zurückliegt, oder dass sich die

¹ Der Insider-Gag im Star-Trek-Franchise, bei dem Kirk sowohl den ersten als auch den letzten Satz aus Dickens' Roman zitiert, ist nur ein Beispiel dafür.

Umstände in einer solch langen Zeitspanne gravierend gewandelt haben könnten; in diesem Augenblick ist uns das alles gleichgültig, denn ungeachtet aller Tatsachen fühlen wir uns von den Worten des Autors direkt angesprochen, wir haben das Gefühl, es gehe tatsächlich um *unsere* Zeit, *unsere* Antithesen, *unseren* Superlativ. Abgesehen davon hätte Charles Dickens sich keinen besseren Begriff aussuchen können als den des Superlativs, denn dieser beschreibt unsere Wahrnehmung auf nahezu perfekte Weise. Mögen wir Leser uns auch bis zu jenem Augenblick, da wir ein Auge auf die *Geschichte aus zwei Städten* geworfen haben, uns der Furore und der krisenhaften Erscheinungen unserer eigenen Zeit durchaus wenig bewusst gewesen sein, so *werden* wir uns ihrer nun bewusst, ob wir es wollen oder nicht. Das Bemerkenswerte hierbei ist jedoch, dass Dickens uns nicht einmal an die Hand zu nehmen und in seine Geschichte einzuführen braucht, denn wir suchen ja aus eigener Motivation nach weiteren Orientierungspunkten und Gemeinsamkeiten mit unserer eigenen Epoche, und wir suchen sie in seiner Geschichte. Durch unsere unermüdliche Suche führen wir uns selbst in das Geschehen ein, wir entdecken Stück für Stück einen Weg in dem Dschungel aus Wörtern und Sätzen, ja, in gewisser Hinsicht sind *wir* diejenigen, die „ins Leben zurückgerufen“ werden. Es ist nicht leicht, die überwältigende Anziehung dieses Romanbeginns in Worte zu fassen oder die genaue Genese des Spannungsvakuums zu erklären, in das wir Leser unweigerlich hineingezogen werden... Ist es angesichts dessen nicht paradox, dass Dickens von einem „allgemeinen *Stand* der Dinge“ schreibt, der nicht nur „geordnet“ sei, sondern darüber hinaus geordnet „für alle Zeiten“? Dass es bezüglich dieser Ordnung gar einen Konsens („in beiden Ländern“) zu geben scheint? Und wenn dem so wäre, müsste es nicht ein überaus kontraproduktiver Schachzug für einen Autor sein, das eigene Werk als geordnet, abgeschlossen, veränderungsträge und letzten Endes langweilig zu porträtieren?

Hier zeigt sich einmal mehr, mit welchem Bedacht und welcher Klugheit Charles Dickens sein Handwerk als Schriftsteller versteht. Denn selbstverständlich behauptet er keineswegs von seiner eigenen Geschichte, sie sei fertig und „geordnet“, und schon gar nicht „für alle Zeiten“! Gerade die diametrale Konfrontation der vermeintlichen statischen Ruhe („Stand“ der Dinge) mit den tumultartigen, von intensiver Dynamik gekennzeichneten, krisenhaften Erscheinungen, wie sie durch die Antithesen der ersten

Zeilen zum Ausdruck kommen, suggeriert uns: *Die breite Masse glaubt, was sie glaubt; Du aber, lieber Leser, musst deswegen noch lange nicht dasselbe glauben!*

Wahrlich, wie könnten wir auch? Wie sollten wir an einen „Stand“ der Dinge für diese und „für alle Zeiten“ glauben, während um uns herum doch offensichtlich alles in Bewegung ist; wie sollen wir an Ordnung glauben, wenn wir gefangen sind in einem „Jahrhundert der Weisheit und des Unsinn“? Die breite Masse glaubt, was sie glaubt; wir aber, wir Leser, wissen, dass es sich bei der landläufigen Meinung um eine folgenschwere Fehlkalkulation handeln muss! Wir wissen nun, dass alles anders kommen wird als angenommen, dass *nicht* alles, vielleicht auch gar nichts, so bleiben wird wie bisher, sondern dass im Gegenteil viele grundstürzende Veränderungen bevorstehen... und jetzt soll uns einer noch erzählen, Charles Dickens habe die prärevolutionäre Atmosphäre nicht gebührend nachgebildet!

Zugegebenermaßen sind Dickens' Bücher nicht unbedingt leicht zu lesen und oft genug höre ich, dass der ein oder andere schon wieder eines seiner Bücher mitten in der Handlung abgebrochen hat. Um ehrlich zu sein, kann auch ich mir nur schwer vorstellen, wie mein zehn- oder zwölfjähriges Ich seine Nase in uralte Klassiker vergräbt. Ich kann es niemandem übelnehmen, ein Buch abubrechen, jedoch kann ich nicht ohne Stolz von mir selbst behaupten, noch nie ein angefangenes Buch abgebrochen zu haben. Das bedeutet noch lange nicht, dass ich jede einzelne Geschichte, die ich je gelesen habe, genossen habe, das nicht! Aber genauso, wie Sie nicht aufhören, meinen Text zu lesen, obwohl das Wort, mit dem ich anfänglich Ihre Aufmerksamkeit zu fangen suchte, Ihnen inzwischen nichts Fremdes mehr ist und Sie über seine Hintergründe und Bedeutung bestens Bescheid wissen – so, wie Sie scheinbar ohne Grund mit dem Lesen nicht aufhören, so habe auch ich jedes angefangene Buch bis zum Ende gelesen. Warum aber tun wir dies, wenn wir nicht zwingend einen Anlass dazu haben?

Mir ist bewusst, dass Sie im Gegensatz zu mir verpflichtet sind, meinen Text zu lesen, und ich bin geneigt, Sie deshalb um Entschuldigung zu bitten. Aber ist dies wirklich Ihr einziger Grund? Wenn Sie könnten, würden Sie jetzt meinen Text beiseitelegen?

...

Oder gibt es nicht doch eine Motivation fernab der Verpflichtungen, des Wissensdurstes, des Statussymbols und der Handlung? *Moment... eine Motivation fernab der Handlung?!*

Aber eine Geschichte ohne eine aufregende, abenteuerliche Handlung, das ist ja wie... wie... Wie ein ganz normales, aber anderes Leben in einer ganz normalen, aber anderen Welt? Vielleicht drücke ich mich etwas umständlich aus, aber lassen Sie es uns einmal versuchen; lassen Sie sich auf eine Reise ein in eine andere, aber ganz normale Welt...

TAIΡAΘITIA
Inschrift: Karl Konrad Koberger

Diese Inschrift stand auf der Glastür eines kleinen Ladens [...] Draußen war ein grauer kalter Novembermorgen und es regnete in Strömen. Die Tropfen liefen am Glas herunter und über die geschwörkelten Buchstaben. Alles, was man durch die Scheibe sehen konnte, war eine regenfleckige Mauer auf der anderen Seite. (Michael Ende, *Die unendliche Geschichte*. Stuttgart 2004)

Das Auffälligste ist sicherlich die unübliche Schriftfarbe, ein typischer Fall von visuellem Methodeneinsatz. Zusätzlich ist die Inschrift auf der Glastür horizontal gespiegelt; dadurch wird deutlich, dass der Erzähler aus der Perspektive einer Person schreibt, die sich im Inneren des Ladens befindet und durch ein Fenster nach draußen schaut. Aber ansonsten? Hatten wir nicht postuliert, das visuelle Mittel sei keine besonders nachhaltige Methode? Wo bleibt die Antithetik, wo die Metaphern, und überhaupt, wo ist all das Unerwartete, das Paradoxe, das *Spannende*?

Plötzlich wurde die Tür so heftig aufgerissen, dass eine kleine Traube von Messingglöckchen, die über ihr hing, aufgeregt zu bimmeln begann und sich eine ganze Weile nicht wieder beruhigen konnte. (ebd.)

Das ist alles?! Eine Tür wird heftig aufgerissen und irgendwelche Messingglöckchen fangen an, „aufgeregt“ zu bimmeln? Ach, wäre die Handlung nur halb so „aufregend“!

Der Urheber dieses Tumults war ein kleiner, dicker Junge von vielleicht zehn oder elf Jahren. [...] Er war ein wenig blass und außer Atem [...] Vor ihm lag ein langer, schmaler Raum, der sich nach hinten zu im Dämmerlicht verlor. An den Wänden standen Regale, die bis unter die Decke reichten und mit Büchern aller Formen und Größen vollgestopft waren. (ebd.)

Wenigstens der Protagonist hätte ja etwas Spannung ins Geschehen bringen können! Aber doch nicht, wenn er nur ein kleiner schwächtiger Bub ist... oder doch?

[...] Es ist eine rätselhafte Sache um die menschlichen Leidenschaften und Kindern geht es damit nicht anders als Erwachsenen. Diejenigen, die davon befallen werden, können sie nicht erklären und diejenigen, die nichts dergleichen je erlebt haben, können sie nicht begreifen. [...] Manche geben all ihr Hab und Gut hin, um im Glücksspiel zu gewinnen, oder opfern alles einer fixen Idee, die niemals Wirklichkeit werden kann. [...] Kurzum, es gibt so viele verschiedene Leidenschaften, wie es verschiedene Menschen gibt.

Für Bastian Balthasar Bux waren es die Bücher. (ebd.)

Verzeihen Sie mir die Polemik, mit der ich zu Unrecht Endes Bildungsroman attackiert habe. Aber seien wir mal ehrlich: Bislang ist tatsächlich nicht viel passiert, zumindest wenn wir vom Handlungsverlauf sprechen. Selbstverständlich kann der Leser nicht wissen, dass

dem Protagonisten eine fantastische Reise bevorsteht, dass er bald in ein anderes Reich eintreten wird, aus der es vielleicht kein Zurück mehr gibt... all das kommt erst später, und all das Spannende, Abenteuerliche ereignet sich erst, nachdem man die ersten Seiten überstanden hat. Stellt sich natürlich die Frage, weshalb man letzteres überhaupt tun würde. Natürlich könnte es sich um eine Pflichtlektüre in der Schule handeln, vielleicht hegt so mancher auch die Hoffnung, es werde irgendwann doch noch etwas passieren... Vielleicht aber ist es auch keines dieser Gründe, sondern ein ganz anderer, geradezu banaler: Man liest nicht um der Handlung, der Form, der Pflicht willen, sondern einzig und allein um des *Lesens* willen! Es ist die reinste und simpelste Form einer Passion, und dass es so etwas überhaupt gibt, merkte ich erst beim Lesen der *Unendlichen Geschichte* (1979). Denn wider Erwarten vereinnahmte mich das Buch vom ersten Satz an, ich konnte es nicht zur Seite legen, ich konnte nicht einfach Bastians Welt verlassen, die der meinen doch so ähnlich ist! Ist es nicht verrückt, dass ein Roman eine so starke Anziehung auf jemanden ausüben kann, obwohl doch alles so ruhig, ja, so banal erscheint? Heute weiß ich, dass Ende nicht *trotz* der Absenz von Abenteuerlichkeit und Handlungshäufungen meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, sondern gerade *wegen* der Ruhe, der Behaglichkeit und nicht zuletzt auch der Vertrautheit von Bastians kleiner Welt. *Die unendliche Geschichte* ist eines dieser Bücher, die uns Lesern zeigen, dass wir keine märchenhaften Feen, feuerspeiende Drachen oder übernatürliche Kräfte benötigen (auch wenn diese zu einem späteren Zeitpunkt im Roman tatsächlich auftauchen); dass wir im Gegenteil auch in den Trivialitäten unseres Alltags Wundervolles sehen können, wenn wir die Augen offen halten. Genau darin nämlich schult uns der Autor: Mit seiner detailgetreuen, präzisen Beschreibung der scheinbar banalsten Alltagssituationen baut er eine realitäts- und insbesondere lesernahe Welt auf, eine alternative Wirklichkeit, in welcher wir zu allen Zeiten Zuflucht finden. Gerade weil sich nicht in jedem zweiten Satz eine abrupte Veränderung ereignet, bekommen wir den Eindruck, diese andere Welt sei ein Ort der Sicherheit und Geborgenheit, eine stabile Heimat, in der wir längst keine Fremden mehr sind und in die wir gerne zurückkehren. Und weil auch der Protagonist, Bastian Bux, „nur“ ein ganz normaler Junge ist, haben wir auch nie das Gefühl, in irgendeiner Weise zu schlecht oder zu „normal“ für seine Welt und sein Leben zu sein. Das Überraschungsmoment Marc-Uwe Klings, der Kreativitätskatalysator Richard Dawkins‘, das Antithesenvakuum Charles Dickens‘ – sie alle haben es geschafft, mich in

den Bann zu ziehen, aber keine erste Seite hat mich so berührt wie das Zuhause, das mir Michael Ende gegeben hat. Es sind Bücher wie *Die unendliche Geschichte*, die uns zeigen: Das Lesen muss nicht immer ein Sprint von einem Abenteuer zum nächsten sein; manchmal ist es auch einfach nur ein gemütlicher Spaziergang in einer anderen Welt.

Was ich abschließend festhalten möchte, ist dies: Auf der Welt gibt es so viele unterschiedliche Bücher und noch viel unterschiedlichere Leser; zu glauben, es gäbe ein Nonplusultra, ein Geheimrezept für die perfekte erste Seite, wäre ein fataler Fehler. Es existiert eine Myriade an visuellen, formalen, inhaltlichen und stilistischen Mitteln in den unterschiedlichsten Kombinationsmöglichkeiten, und jede einzelne von ihnen hat ihre eigene Qualität, ihren spezifischen Reiz und das Potenzial, den Leser in ihren Bann zu ziehen – es muss eben nur der richtige Leser für das richtige Buch sein.

Und wer weiß, vielleicht werde ich eines Tages ein Buch schreiben, dessen erste Seite aus nur einem Wort besteht:

HIPPOPOTOMONSTROSESQUIPPEDALIOPHOBIE?

Doch ganz gleich, wie sehr ich mich auch bemühe, mein Wort in jeder nur erdenklichen Weise zu perfektionieren – einen Hippopotomonstrosesquippedaliphobiker werde ich wohl nie überzeugen.

Literaturverzeichnis

Dawkins, Richard: *Die Schöpfungslüge. Warum Darwin recht hat.* 1. Auflage. Berlin: Ullstein Verlag 2010

Dickens, Charles: *Eine Geschichte aus zwei Städten.* 5. Auflage. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1987

Ende, Michael: *Die unendliche Geschichte.* 9. Auflage. Stuttgart: Thienemann-Esslinger Verlag GmbH 2004

Kling, Marc-Uwe: *Die Känguru-Chroniken. Ansichten eines vorlauten Beuteltieres.* 1. Auflage. Berlin: Ullstein Taschenbuch 2009